

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 33 (2020)
Heft: [3]: Der offene Wettbewerb

Rubrik: Vorurteile widerlegt

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorurteile widerlegt

Die häufigsten Argumente gegen den offenen Projektwettbewerb haben wir von Fachleuten widerlegen lassen, die es wissen müssen.



Vorurteil:

«Hundert Projekte sind nicht jurierbar.»

Was mir weniger Sorgen bereitet, vorweg: Mit geschicktem und diszipliniertem Vorgehen ist es möglich, auch mehr als hundert Projekte zu beurteilen und dabei das Prinzip der Gleichbehandlung nicht zu gefährden. Solcherlei Mengen erfordern aber eine effiziente Erörterung der Beiträge. Professionalität und Erfahrung des Preisgerichts sind die Voraussetzung dafür, dass die Essenz jedes einzelnen Vorschlags schnell erfasst und gleichermassen empathisch wie auch kompetent an Aufgabe und Ort geprüft wird – geht es doch letztlich darum, eine engere Wahl zu treffen, um schliesslich ein einziges Projekt zu empfehlen.

Viel mehr Sorgen bereitet mir die Logistik hinter der eigentlichen Jurierung. Beim laufenden Verfahren für den Dreifachkindergarten und die Tagesbetreuung an der Iddastrasse in St. Gallen steht gemäss Hochrechnung eine erneute Verdoppelung auf 200 zu beurteilende Projekte an. Einen Ort zu finden, der jedem Vorschlag gleich viel und genug Platz einräumt, oder die Organisation all der Stellwände sind dabei die kleineren Herausforderungen. Dramatisch wird der Aufwand für die Vorprüfung, die eine unerlässliche Voraussetzung für die effiziente Beurteilung ist. Fachjurorinnen und Fachjuroren können aufgrund anderer Engagements selten mehr als drei Tage – lieber zwei – für eine Jurierung zur Verfügung stellen, was Berufung und Koordination erschwert. So fällt es uns zunehmend schwer, unsere Bastion zu halten. Ohne ein solidarisches und aktives Bekenntnis anderer Auslober zum offenen Wettbewerb droht uns in St. Gallen der Wettbewerbsinfarkt. **Hansueli Rechsteiner ist Stadtbaumeister von St. Gallen und hat die Jury des offenen Projektwettbewerbs für die Tagesbetreuung Hebel mit 114 eingegebenen Projekten moderiert.**

Vorurteil:

«Die guten Architekturbüros nehmen nicht an offenen Projektwettbewerben teil.»

Das stimmt so sicher nicht, denn offene Wettbewerbe sind immer gute Wettbewerbe, und gute Verfahren können nur gute Architektinnen und Architekten gewinnen. Weniger falsch ist hingegen: «Die etablierten Architekturbüros nehmen nicht an offenen Projektwettbewerben teil.» Zumindest die meisten von ihnen nicht. Unsere Erfahrung zeigt, dass die Teilnehmer in offenen und selektiven Verfahren aus unterschiedlichen Hemisphären stammen, die sich nur wenig überschneiden.

Ein Problem ist das für die Stadt Zürich aber nicht. Der offene Wettbewerb ist für uns im Wohnungs- und im Schulhausbau die Königsdisziplin. Fehlende Erfahrung wird kompensiert durch Scharfsinn und Energie sowie durch Lust auf Weiterbildung und Anerkennung. Der offene Wettbewerb ist einfach, fair und immer wieder für eine Überraschung gut. Alle haben eine Chance, und allen denk- und undenkbar Lösungen wird nachgespürt. Der offene Wettbewerb lebt von der Jugend und ist so immer am Puls der Zeit. Er ist auch eine Auszeichnung für die Bauherrschaft, die sich auf ihn einlässt. Jeremy Hoskyn organisiert seit dem Jahr 2000 Wettbewerbe im Amt für Hochbauten der Stadt Zürich. In diesem Zeitraum hat die Stadt 120 Wettbewerbe durchgeführt, vierzig davon in einem offenen Verfahren.



Vorurteil:

«Für jede Bauaufgabe braucht es einen spezialisierten Architekten.»

Dass nur noch jeweils spezialisierte Architekten Schulen, Altersheime, Spitäler, Flughäfen oder Wohnhäuser bauen, ist für uns unvorstellbar. Das würde die seelenlose McDonalds-Ikea-Starbucks-Vereinheitlichungsarchitektur noch mehr fördern. Jeder Ort, jedes Programm, jeder Bauherr verlangt eine spezifische Lösung. Der offene Wettbewerb ist ein Garant für schlüssige Antworten auf die immer anspruchsvollerden Fragen beim Bauen. In einer Zeit, in der die Projektierungs- und Bauabläufe von Jahr zu Jahr komplexer werden, braucht es auf allen Ebenen – Städtebau, Programm, Funktion, Statik, Haustechnik – in erster Linie Teams mit neuen Ideen, die ihre Erfahrung aus verschiedenen Bausparten einbringen. Gute Architektur entsteht nicht durch das Abspulen von Standards.

Es steht viel auf dem Spiel. Der international gute Ruf der schweizerischen Baukultur basiert auf der Tradition des offenen Architekturwettbewerbs. Die etablierten Büros haben sich in jungen Jahren mit grosser Leidenschaft bei offenen Wettbewerben gegenseitig herausgefordert und sind an den gewonnenen Bauaufgaben gewachsen.

Unser Büro bekennt sich zum offenen Wettbewerb. Wir messen uns gerne mit jungen Teams, die uns weiterhin zu Höchstleistungen antreiben. Wir hätten auch kein Problem damit, wenn radikal nur noch offene Projektwettbewerbe ausgeschrieben würden, denn bei offenen Verfahren wird weniger taktiert, die Beiträge sind in der Regel knackiger und mutiger. Philipp Fischer ist Architekt und geschäftsführender Partner bei Enzmann Fischer Partner. Das Zürcher Büro baut Schulen, Staatsarchive, Universitäten, Musikhäuser, Altersheime und Wohnsiedlungen.

Umbauten bilden heute den überwiegenden Teil der Bautätigkeit und werden immer komplexer. Auch die Strategien des Entwurfs wandeln sich. Neben der strikten Trennung von Alt und Neu wird heute weitergebaut. Das macht diese Bauaufgabe interessant und anspruchsvoll. Projektwettbewerbe im offenen Verfahren eignen sich bestens für Umbauten. Drei Gründe:

Erstens ist der offene Projektwettbewerb das einzige Verfahren, das eine breite Lösungsvielfalt bieten kann. Einfache Bauaufgaben sind passé. Umbauten sind anspruchsvoll, weil der Bestand eingeordnet, analysiert und auf Stärken und Schwächen geprüft werden will. Die Anforderungen sind oft widersprüchlich und zwingen die teilnehmenden Büros dazu, die Prioritäten richtig zu setzen. Das führt zu einem breiten Lösungsspektrum.

Zweitens ist der Projektwettbewerb im offenen Verfahren eine Form der Jugendförderung. Und das braucht es. Gesamtschweizerisch gibt es aber zu wenige davon. Offene Wettbewerbe auf bestimmte Bauaufgaben wie beispielsweise den Neubau von Schulhäusern zu beschränken, wäre fatal. Junge Architekturbüros haben oft viel Erfahrung mit Umbauten. Wieso also Nachwuchsförderung und Know-how nicht miteinander verbinden?

Drittens ist das Interesse an Umbauten gross. Bei jungen Büros führt der Weg zur Selbstständigkeit oft über Umbauten. Sie sind also oft besser qualifiziert als ein erfahrenes Neubaubüro. Wo Alt und Neu früher strikt getrennt wurden, kommen heute neue Strategien dazu: den Bestand weiterbauen, behutsam transformieren oder neu interpretieren. Das macht den Entwurf so attraktiv. Geben wir allen eine Chance, sich mit Umbauten zu beschäftigen! Jean-Pierre Wymann ist Architekt und hat den offenen Projektwettbewerb für den Umbau und die Sanierung der Alterssiedlung Landpfrundhaus in Riehen BS organisiert.



Vorurteil:

«Die vielen Eingaben an offenen Projektwettbewerben sind volkswirtschaftlicher Unsinn.»

Wettbewerbe sind nicht nur Instrumente für die Vergabe von Planeraufträgen, sie bieten auch die einmalige Gelegenheit, unter laborähnlichen Bedingungen unsere gebaute Umwelt von morgen zu entwickeln und angewandte Forschung für unsere Baukultur zu betreiben. Offene Wettbewerbe sind ein wichtiger Bestandteil der fachlichen und gesellschaftlichen Diskussion, denn je grösser der Rahmen, in dem eine architektonische Debatte geführt wird, desto höher wird ihre gesellschaftliche Relevanz. Baukultur, besonders wenn es sich um öffentliche Bauaufgaben handelt, geht alle etwas an und sollte deshalb nicht unter ein paar wenigen präqualifizierten Teilnehmern ausgetragen werden.

Wirtschaftlich gesehen mag das offene Verfahren aufwendig scheinen, aber es steht kulturell viel auf dem Spiel, und selbst in einem Präqualifikationsverfahren ist keine optimale Lösung garantiert. Architekten sollen selbst entscheiden können, welcher Konkurrenz sie sich stellen und wie viel Arbeit sie dafür auf sich nehmen wollen. Vielversprechender scheint mir, den Gesamtaufwand der Wettbewerbe nicht durch eine Reduktion der Teilnehmerzahl, sondern durch phasengerechte Anforderungen im Zaum zu halten – mit dem Effekt, dass die Jury nicht von einer Bilderflut geblendet wird, sondern ihren Fokus verstärkt auf städtebauliche Zusammenhänge legen kann. Marco Gruber ist Partner bei Gruber Pulver Architekten in Zürich. Sein Büro hat schon an rund fünfzig offenen Projektwettbewerben teilgenommen.



Vorurteil:

«Offene Projektwettbewerbe gewinnen meist unerfahrene Büros.»

Von jungen Architekturbüros erhält der Auslober frische und teils unerwartete Lösungen. Sie bearbeiten ihre Projekte hochmotiviert, unvoreingenommen und mit viel Engagement. Das Jahr 2019 hat gezeigt, dass junge Büros mit ihren Ideen den Nerv der Zeit treffen, optimale Lösungen für die gestellte Aufgabe finden und in offenen Verfahren mit renommierten Büros mithalten können.

Als junges Büro ist die Akquise eine Herausforderung, daher sind gerade die offenen Wettbewerbe unersetzbar, um sich zu etablieren. Viele selbstständige junge Architektinnen und Architekten bedeuten eine Bereicherung und Erfrischung für die Architekturszene der Schweiz – es lassen sich Diskurse weiterführen, Ideen weiterdenken und Konzepte weiterspinnen. Jung ist zudem nicht gleich unerfahren. Wir als Gründerinnen haben als angestellte Architektinnen Erfahrungen in der Ausführung und der Bearbeitung von Projekten gesammelt. Davon können wir als neu gegründetes Büro nun profitieren.

Die Möglichkeit, offene Wettbewerbe zu gewinnen, räumt jungen Büros Chancengleichheit ein und sorgt für frischen Wind in der Schweizer Architekturszene. Wir wünschen uns zukünftig wieder ein grösseres Bekenntnis zur Kultur der offenen Wettbewerbe. Nicole Baumgartner hat 2018 Baumgartner Bär Architekten in Zürich mitbegründet. Das Büro hat den offenen Projektwettbewerb für das Strandbad Bruggerhorn in St. Margrethen mit 143 Teilnehmern gewonnen.



Vorurteil:

«Offene Projektwettbewerbe sind aufwendiger und teurer als selektive Verfahren.»

Es klingt einleuchtend: Je mehr Wettbewerbsbeiträge eingehen, desto grösser ist der finanzielle Aufwand des Auslobers. Schlechte Karten also für offene Wettbewerbe. Diese Kausalität gilt aber nur bis zu einer gewissen Zahl an teilnehmenden Büros, und auch nur dann, wenn wir die Kosten einseitig auf das Verfahren fokussieren. Berechnen wir die Kosten pro Beitrag, ergibt sich das gegenteilige Bild. Es ist also eine Frage der Sichtweise, die wir kombinieren sollten: Weder ganz wenige noch sehr viele Teilnehmer sind für die erfolgreiche Durchführung eines Wettbewerbs sinnvoll. Eine zu kleine Auswahl schmälert die Qualität des Resultats, und ab einer gewissen Anzahl Teilnehmern rechtfertigt der geringe Grenznutzen den Mehraufwand des Auslobers nicht mehr.

Wir plädieren auch bei selektiven Verfahren für mindestens zwanzig Teilnehmer inklusive Nachwuchsregelung. Das sollte die qualitative Basis dafür sein, um über die Unterschiede bei der Verfahrensdauer und den Kosten nachzudenken. Da startet das selektive Verfahren mit Handicaps: Durch den zusätzlichen Schritt der Präqualifikation verlängert es sich deutlich. Weil die Selektion im öffentlichen Verfahren anfechtbar ist, ergibt sich ein zusätzliches Risiko. Zudem ist der finanzielle Aufwand für die Präqualifikation nicht geringer als der Aufwand für die Beurteilung zusätzlicher Projekte im offenen Verfahren. Offene Verfahren mit bis zu fünfzig Beiträgen sind also selten aufwendiger als selektive.

Das offene Verfahren hat den Nachteil der Ungewissheit: das Risiko, dass etablierte Büros die Teilnahme eher meiden und dass die Logistik kaum mehr zu bewältigen ist. Solange das offene Verfahren die Ausnahme ist, bleiben auch dessen Risiken bestehen. Es ist daher wenig hilfreich, sich gegenseitig immer wieder die unterschiedlichen Sichtweisen zu erklären. Verfahren können optimiert werden. Wir sollten dabei unkonventionell denken und auch die Argumente nicht vorab selektionieren. Armin Meier ist Raumplaner, Wirtschaftsingenieur und Teilhaber bei Strittmatter Partner in St.Gallen. Das Unternehmen organisiert jedes Jahr etwa fünf offene und fünf selektive Projektwettbewerbe. ●



Vorurteil:

«Für komplexe Bauaufgaben eignet sich der offene Projektwettbewerb nicht.»

2008 wurde der Projektwettbewerb für das Kantonsspital Graubünden in Chur offen, einstufig und anonym ausgeschrieben. Ein offenes Verfahren für eine so komplexe Aufgabe ist heute fast unvorstellbar geworden. Und doch: Im Frühling 2020 eröffnen wir die erste Etappe mit Kosten von 430 Millionen Franken.

Besonders bei schwierigen Bauvorhaben haben Ausloben zunehmend Vorbehalte gegenüber den Risiken des offenen Wettbewerbs. Dem können sie einfach begegnen: Der Wettbewerb für das neue Bundesverwaltungsgericht in St.Gallen, 2005 durchgeführt und 2012 mit Gesamtbaukosten von 106 Millionen Franken abgeschlossen, war ein zweistufiger, offener Projektwettbewerb. 200 Büros beteiligten sich mit einem Konzeptentwurf an der ersten Stufe, zwanzig Beiträge qualifizierten sich für die Vertiefung in der zweiten, ebenfalls anonymen Stufe. Dieses leider zu wenig beachtete Modell bietet den Auslobern den Dialog mit den Verfassern an: Nach der ersten Stufe kann dieser anonym mit schriftlichen Rückmeldungen über ein Notariat geführt werden. Das Verfahren begrenzt auch den Aufwand der Teilnehmer auf ein verträgliches Mass, indem stufengerecht das städtebauliche und strukturelle Konzept vorgesorgt ist. Dem vermeintlichen «volkswirtschaftlichen Unsinn» wird so in doppelter Weise die Stirn geboten: maximale Auslotung mit minimalem Aufwand für die Auslober und minimaler Aufwand mit maximaler Konzentration auf das Wesentliche für die Teilnehmer. Astrid Staufer ist Partnerin bei Staufer & Hasler Architekten in Frauenfeld. Das Büro hat den offenen Projektwettbewerb für das Kantonsspital Graubünden in Chur und den offenen, zweistufigen Projektwettbewerb für das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen gewonnen.

